Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 38

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 19. September 1952 | Erscheint jeden Freitag | 34. Jahrgang Nr. 38

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Bettag 1952

Ich rief, und niemand antwortete.
Jesaia 50, 2.

El. St. Am eidgenössischen Bettag wird wieder wie alle Jahre, durch die Kirche, die Presse ganz besonders, an drei grosse Dinge appelliert, die wir leider im Lauf unseres übersteigert tätigen und tüchtigen Lebens und Wirkens oft ein wenig in unserem Tagesprogramm ausser acht lassen: das Gebet, den Dank und die Busse. Da kann Gott wohl auch zu uns sagen, wie er es damals zum Volk Israel getan hat, «ich rief, und niemand antwortete.»

Am Bettag ist es Sitte, einen Rückblick zu werfen auf das politische und wirtschaftliche Geschehen des vergangenen Jahres. An Abstimmungen hat es wahrlich nicht gefehlt, und zwar an wichtigen. Das Landwirtschaftsgesetz, das durch seine Annahme unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung ein grosses Vertrauen bezeugt hat, eine Abstimmung, die aber psychologischerweise mit Vorteil **nach** derjenigen über die Bundes- und Rüstungsfinanzierung hätte gestartet werden sollen, wodurch diese sicher gutgeheissen worden wäre. Nun beschäftigt Tabak, Milchstatut, Preiskontrolle usw. Behörden, Parteien und Volk, und es wird am Ende des Jahres wohl konstatiert werden können, dass fast jeden Monat ein Gang an die Urne nötig war. Dass die Stimmfreudigkeit der Männer und ihr politisches Pflichtbewusstsein dadurch wesentlich gefördert worden wäre, kann wohl niemand behaupten wollen nach der jeweiligen Stimmbeteiligung.

Die politische Atmosphäre ist im ganzen belebter, vielerorts aber auch gereizter als in den vergangenen Jahren. Das Volk, durch die stets anhaltende gute Konjunktur, ist aufmerksamer und hellsichtiger geworden für die leisesten Einbrüche in die Verfassung, in seine Rechte. Es ist stark belastet mit hohen Steuern und verlangt als Gegenleistung gewissenhaftere und vorsichtigere Verwendung der öffentlichen Gelder, wobei es aber gerne vergisst, wie hoch und stets höher die Ansprüche sind, die es selber an die öffentliche Hand stellt. Unsere öffentlichen Gebäude, Spitäler, Schulen, Postgebäude, Verwaltungsgebäude sind Paläste, aussen und innen mit einem Luxus ausgestattet, den der einzelne Bürger sich dann nur zu gerne zum Vorbild und Masstab für sein privates Leben nimmt.

Wir wissen es gar nicht, und geben uns nicht Rechenschaft darüber, **wie** verwöhnt, wie anspruchsvoll wir sind allen äusseren, materiellen Dingen gegenüber und wie gross dadurch die Gefahr ist, von den geistigen Werten abgelenkt zu werden und in einem satten Materialismus aufzugehen. Durch diese Einstellung sind wir in Gefahr, an vielem Verrat zu üben was den früheren Generationen noch als das Wichtigste in unserem nationalen Leben galt: Die persönliche Unabhängigkeit, die lieber auf äusseres Wohlsein verzichtete, als unter Verhältnissen zu leben, der die freie Ueberzeugung als Tribut geschuldet wurde; das Gebundensein an Besitz und wertvolle Güter, welche die Freiheit der Bewegung hemmen, uns in einen kleinen, gleichgestimmten Kreis zu bannen drohen, statt, dass Bewegungsfreiheit in jeder Richtung uns in soziale, kulturelle, nationale Verhältnisse Einblicke gewinnen liesse, die für unsere innere Entwicklung wertvoller wären, als der gleichförmige Karusselldreh ewig im gleichen Kreise ungefährdeter materieller Sicherheit herum.

Und für uns Frauen — welche Verarmung an menschlich wertvollen Beziehungen, an sozialer Mitarbeit, an politischen Interessen, wenn wir unseren Haushalt mit tausenderlei unnötigen, weil luxuriösen Chikanen zum Götzen unseres Daseins erheben, dem wir oft sogar völlig verantwortungslos die gemütliche Atmosphäre des Heims, der Kinderstube, der Wohnstube für die heranwachsende Jugend — ja des Mannes opfern, der dann lieber am Jasstisch sitzt, als wegen ungenügend geputzter Stiefel angepredigt zu werden ! — Und unsere Jugend, die in ihren Vergnügungen schon als kleine Kinder blasiert und anspruchsvoll ist, der ein Spaziergang zu Fuss durch Wald und Feld nichts mehr bedeutet, weil die Kameraden alle motorisierte Eltern haben! Nahrung, Kleidung, Wohnung, Vergnügen, alles ist auf einem Niveau von Luxus und Qualität, dass ein etwaiges Absinken desselben jeden denkenden Schweizer nur mit grösster Sorge erfüllen muss.

Im politischen und wirtschaftlichen Leben sind Tendenzen und Methoden an der Tagesordnung, die oft mit den in der Verfassung garantierten Rechten und Freiheiten in keinem Einklang mehr stehen: die Behandlung der Rheinaufrage durch die Behörden, der oft arrogante Ton derselben den Wünschen des Volkes gegenüber hat in weiten Kreisen eine Erbitterung geschaffen, die sich vielleicht mehr noch — jetzt — als gegen das Kraftwerk selbst gegen die Behandlung durch Behörden und einzelne Behördenmitglieder richtet. Das Schweizervolk verträgt es schlecht, wie eine unmündige Kinderstube behandelt zu werden, und noch schlechter, wenn ihm in Notzeiten so schnell unter dem Deckmantel des Krieges etwas eingebrockt wird, was sich nachher als überflüssig und nicht im Einklang mit dem Gesetz über den Naturschutz herausstellt.

Die freie Meinungsäusserung in politischen Dingen scheint vielfach aus der Liste der demokratischen Rechte gestrichen zu werden von Leuten, die aus irgend welchen Gründen offene Diskussionen nicht mehr ertragen können und denen der jesuitische Grundsatz: «Der Zweck heiligt die Mittel» nach und nach zum obersten Leitsatz ihres Handelns geworden zu sein scheint. Wir finden solche Menschen im privaten, wie im wirtschaftlichen und politischen Leben, und die Angst vor Repressalien aller Art droht den Kreis jener, welche noch den Mut haben, offen zu Recht und gegen Unrecht zu stehen, immer mehr zu verengern, da wenige glauben, es sich leisten zu können, finanziell, das heisst materiell geschädigt aus solchen Gesinnungskämpfen herauszugehen. Die Zivilcourage ist bei uns heute eine weitherum gefesselte, durch die wirtschaftlichen Bande und Möglichkeiten der jeweiligen Opposition lahmgelegte Bürgertugend geworden.

Und nun kommt der Bettag, der Busstag — und wir erkennen, dass wir alle, jeder einzelne von uns mitschuldig sind an dieser Entwicklung. Aus Furcht vor den «Mächtigen dieser Welt» vergessen wir oft die Furcht vor dem einen Allmächtigen. Und deshalb muss er auch zu uns sagen, wie einst zum Volke Israel: «Ich habe gerufen, und niemand hat geantwortet.» Und doch, wie viel Grund wäre da zum Antworten, zum Gehorchen, zum Danken! Wie viel Grund, gerade aus Dankbarkeit für die gütige Bewahrung, den Segen eines fruchtbaren, von Krieg und Unruhen verschonten Jahres nicht nur für sich und im kleineren Kreis das Gute, das Rechte zu tun, sondern überall da, wo wir dazu aufgerufen, aus dem Innersten heraus dazu verpflichtet sind für Recht, Gerechtigkeit, Sauberkeit in allen Lebensfragen einzustehen.

Sind wir nicht aufgerufen für den Kampf gegen die Tuberkulose, gegen den Alkoholismus, der nach neuesten Statistiken in unserem Land auf 1000 Einwohner 16 Trinker auf seinem Schuldenkonto hat (an zweiter Stelle gegen Frankreich mit 22 pro Tausend), für die Hilfe an das Rote Kreuz, die vielen Millionen Flüchtlinge? Ist es nicht unser aller Pflicht über der Verfassung, der Rechtssprechung zu wachen, an den gesamten politischen Lebensformen mitzuarbeiten, mitzutragen, wenn es sein muss, auch durch Aufsichnehmen von Pflichten, Unannehmlichkeiten?

Das wäre wohl eine Antwort auf den Ruf Gottes, wenn wir alle uns verantwortlicher wieder fühlen wollten dem Land, der Allgemeinheit gegenüber. Denn eine Demokratie sollte nicht nur geleitet werden von den vom Volk gewählten Behörden — auch sie sind Menschen wie wir, und sie müssen in ihrem guten Wollen gestützt sich wissen durch die Gesamtheit des Volkes. Ist dies der Fall, so wird es nicht zu Vertrauenskrisen kommen, wie jetzt in einigen Sektoren die Gefahr droht. Es muss heissen zwischen Volk und Behörden: einer trage des anderen Last.

Der Bettag als Tag des Dankens ruft uns auch zu dieser Pflicht gegen Gott auf. Wenn in der heutigen sturm- und gefahrgeladenen Zeit der Weltgeschichte ein Volk wieder ein Jahr lang in vollem Frieden ohne Not und Entbehrung, ohne politische Kämpfe revolutionärer Art in Ruhe und unerhörter materieller Sicherung hat leben und arbeiten dürfen, dann darf es sich bewusst werden, dass es all diese Güter nicht nur seiner Tüchtigkeit und Bravheit verdankt, sondern der Gnade jenes Gottes, unter dessen Kreuz wir das Wohl und Wehe unserer Heimat von jeher gestellt haben.

Und unser bester Dank jedes einzelnen von uns an Gott und unser Land, wäre der, dass wir nicht tatenlos zusähen, und auch an uns selber arbeiteten, dass wir nicht unter dem Druck einiger grossen Machtfaktoren, vor allem unseres zunehmenden Materialismus, unsere Bedeutung als Individuum als Individualität verlören. Dies zu erreichen ist die erste Tendenz jeder autoritären Regierung; je mehr Persönlichkeiten, die den Wert der Gedankenfreiheit erkannt haben, auf das öffentliche Leben Einfluss nehmen, desto reiner und fruchtbarer wird sich die demokratische Staatsform auswirken können. «Allerdings», sagt Erich **Fromm** (in seinem Buch «Furcht vor der Freiheit»), bedeutet Gedankenfreiheit nur dann etwas, wenn wir dazu imstande sind, **unsere eigenen Gedanken zu haben**. Freiheit von äusseren Autoritäten ist nur dann ein Gewinn, wenn die inneren psychologischen Umstände so sind, dass sie es ermöglichen, unsere Individualität zu behaupten.»

Wir Eltern, Lehrer, wir Mütter vor allem, sollten an diesem eidgenössischen Bettag uns wieder mehr als bisher vornehmen, unsere Söhne **und** Töchter zu **Persönlichkeiten** zu erziehen, die in der Zukunft ein wirksames, positives Gegenelement der bewussten persönlichen Verantwortung der heutigen Oppotunitätspolitik gegenüber zu stellen, die nötige Zivilcourage haben werden. Vielleicht würde dann hie und da besser «geantwortet werden, wenn Gott ruft».

Bettagslied

Herr Jesu Christ, der du beweinest
Jerusalem und deines Volkes Fall
Der du's so wohl und herzlich meinest
Versammelt hättest gern die Kinder all,
Wie nur die mütterliche Liebe tut;
Du Herr und König sei uns Schirm und Hut!

Auf allen Höhn, in allen Gründen,
In allen Hütten kehre du heut ein!
Weck uns, bestrafe unsre Sünden
Von ihrer Knechtschaft kannst du uns befrein.
In alle Herzen rufe: «Eins ist not!
Durch mich seid einig, wie ich eins mit Gott!»

Kehr ein bei allen die regieren
Verwalten, richten, lehren und erziehn;
Lehr sie ihr Amt mit Demut zieren
Und Stolz und Heuchelei und Selbstsucht fliehn.
Denn wider dich ist, wer sich dein nicht freut;
Und wer nicht mit dir sammelt, der zerstreut.

Kehr bei uns ein und lehr uns beten
In Geist und Wahrheit und der Liebe Sinn,
Das immer einiger wir treten
Durch dich, dem Sohn, zu Gott, dem Vater hin.
Dann wird zum Tempel unser Vaterland:
Uns segnet deine Hohepriesterhand.

A. E. Fröhlich

Von unseren Auslandschweizern

Es ist eine alte Erfahrung und sie wurde in letzter Zeit auch wieder durch diplomatische Vertreter der Schweiz bestätigt, dass es im Ausland besonders die Schweizerinnen sind, welche ihrem Land, ihrer alten Heimat die Treue halten, das Band zu ihr nicht abbrechen lassen, und die Liebe zum Heimatland der Mutter auch in den Kindern pflegen. Es ist also kein so abwegiger Wunsch der ausheiratenden Schweizerin, dass sie ihr angestammtes Bürgerrecht behalten möge, damit sie im Falle von Krieg, Witwenschaft oder anderen schwerwiegender Umstände ohne die bisher üblichen Erschwerungen in ihrer alten Heimat wieder Boden und Existenz finden könne.

Wir lassen nun noch einen Bericht aus der Schweizerkolonie Hamburg folgen, der zeigt, wie gross und bedeutend gewisse Schweizer-Kolonien im Ausland sind.

Schweizer-Kolonie Hamburg bei der Bundesfeier

Anlässlich der Bundesfeier waren auf Einladung des Kolonieausschusses des schweizerischen Konsulats alle Landsleute des Konsularbezirkes am Sonntag, den 3. August, zu einer Feier nach Hamburg-Blankenese eingeladen. Herr Konsul Hoch-

Apfelblüte im Herbst

An dem früchteschweren Baume
prangen noch gleich einem Traume —
Blütendolden voller Schöne,
hold wie leise Amseltöne.
Also auch in meinem Leben
sind mir noch im Herbst gegeben
reicher Liebe Zauberblüten.
Hilf du mir das Wunder hüten!

Elisabeth Heeren

Das Gebet

Eine Jugenderinnerung von Paul Frima

Es war ein trüber Morgen ohne Licht und Trost. Diesseitigkeit lag wie schmutziger Rauch über den Dächern der Stadt, und die Gärten vor den Häusern waren eingehüllt in ein kaltes, nasses Grau, in dem dunkel und nackt die Bäume standen. Das war der Tag, an dem sie meinen Vater auf den Friedhof hinaustrugen. Obwohl ich damals noch beinahe ein Kind war, stand ich verloren vor einem Grabstein aus schwarzer Marmorimitation, und mein Vater war mir so fern, als hätte er nie gelebt und sei unwiederbringlich vergangen. Damals — o, es ist schon sehr lange her — ging ich oft still für mich über die schmalen Wege, vorüber an allen Grabsteinen, den weissen Engelsgestalten, den efeuumsponnenen Kreuzen, daran die Namen der Dahingeschiedenen in verwaschenem Gold verewigt waren. Vergeblich suchte ich mich hier zu sammeln und Zwiesprache mit den Toten zu halten, Vater war und blieb verloren. Erst viel später kam es mir ins Bewusstsein, dass mein Vater, ein arbeitsamer und sicherlich für seine Familie besorgter Gatte und Ernährer, trotz seines Fleisses und seiner aufgeweckten Klugheit im Grunde genommen immer ein unglücklicher Mensch gewesen war. Selbst in sein Lachen — es mochte noch so heiter erscheinen — fiel stets ein Tropfen bitteren Wermuts — und fast war es so, als ob auf all seinem Tun und seinen Unternehmungen kein Segen liege. Er mochte beginnen, was es auch sein mochte, ob es ihm glückte oder nicht, immer war er mit sich und der Welt unzufrieden, und ich habe nie wieder jemanden getroffen, der so voller Kritiklust, Bitternis und Nörgelei war wie er. Dennoch danke ich ihm sehr viel, und wenn es auch gerade die stete Verneinung alles Lebendigen und Wirklichen war, die mich auf den richtigen Weg führte. Von der Zeit angekränkelt, gehörte er zu jener bedauerlich grossen Zahl von Menschen, die allen Glauben an Gott verloren hatten. Es war, als ob ihm der Erste Weltkrieg die Bibel aus der Hand geschossen hätte, so sehr zweifelte er nach dieser Menschheitskatastrophe die Existenz eines Schöpfers aller Dinge an. Beinahe jedes zweite Wort, das aus seinem Munde kam, hiess «Wer weiss, ob es überhaupt einen Herrgott gibt!» Und bisweilen nahm er auch jene abgedroschenen Phrasen in den Mund, die behaupteten, Religion sei Sand in die Augen des Volkes. Diese negative Lebensanschauung meines Vaters bereitete mir ernstliche seelische Konflikte, denn da war einerseits die Mutter — nun, ich will es ehrlich bekennen, auch sie war keine tiefreligiöse Natur — aber sie lehrte uns Kinder doch beten, erzählte uns dann und wann Geschichten aus der Heiligen Schrift und war überhaupt darum besorgt, dass die religiöse Erziehung ihres Sohnes und ihrer Tochter nicht vernachlässigt wurde. Dass wir den Religionsunterricht besuchen durften, um des mehreren von den wundersamen heiligen Geschichten zu erfahren, das war recht eigentlich ihr Verdienst, und es hat wohl einige Kämpfe beim Vater abgesetzt, ehe meine Mutter ihren Willen durchsetzen konnte. Die religiöse Unterweisung aber, das, was mir Lehrer und Pfarrer zu berichten wussten, das stand in krassestem Gegensatz zu dem, was der Vater glaubte und immer wieder kundtat, und liess auch in mir immer und immer wieder Zweifel aufsteigen, die jedoch wiederum nicht so stark waren, als dass sie mich gehindert hätten, Gott zu suchen und zu ihm zu beten. Ich verspürte es damals auch, wie das Gebet die natürliche Blüte eines frommen kindlichen Herzens war, und es floss mir reicher Segen zu. Was das Atemholen der Lungen, was den Wissenschaften der Verstand bedeutet, das war das Gebet für die Seele, und so wie gesunde Luft leibliches Wohlsein verschafft, schuf mir das Gebet ein geistiges. Es strömte mir eine Kraft zu, alles, auch das Schwere und Harte meiner Jugend, zu ertragen. Ja, ich glaubte sogar, dass mir durch Beten materielle Wünsche erfüllt werden könnten. Heute knirsche ich freilich mit den Zähnen über gewinnsüchtige Heuchler, die bei ihren Werken Gott wie einen Fürsten zum Gevatter bitten, damit er ihnen diesen oder jenen weltlichen Wunsch erfülle. In meiner Jugend aber wurden meine Gebete oft zu einer eigentlichen Bettelei, der Herrgott möge mir beistehen und dafür sorgen, dass ich ein neues Sonntagsgewand mit einem Matrosenkragen oder ein erdbeerrotes Segelboot mit blütenweissem Segel bekomme. Wie oft geschah das Unglaubwürdige und Wunderbare, dass meine Wünsche in Erfüllung gingen, doch gerade das stärkte meinen Glauben, drängte die zweiflerischen Aussprüche meines Vaters an der Existenz Gottes in den Hintergrund. Nie kam es mir in den Sinn, wurde es mir im leisesten bewusst, dass ich ja eigentlich nicht demütig zu Gott bete, sondern als ein Käufer und nicht wie ein Bittender. Die in Erfüllung gegangenen Wünsche, die blecherne Aufziehlokomotive, die Querflöte und die Schulreise, gaben mir die falsche Meinung, dem Gebet wohnten fast zauberhafte Kräfte inne, und was ich dann eines schönen Tages tat, das war direkt frevelhaft.

Wie in jeder Jugend, gab es auch in der meinigen das Paradies eines kleinen Gartens, der an nachbarliche Gärten angrenzte. Wie oft habe ich da über den Zaun geplaudert mit einer kleinen Nachbarin, warf den Ball über die hölzernen Staketen zu meiner Gespielin hinüber, die ihn mit ihren Patschhänden auffing und zurückwarf. Glückhaft und verträumt verging bei solchen Spielen mancher Nachmittag, und glücklicherweise hatte der schiefe, hölzerne Zaun — welcher Gartenhag hätte das nicht? — eine kleine Lücke, durch die man in den angrenzenden Garten schlüpfen konnte, in welchem es einen winzigen Goldfischweiher mit romantischen Felsen gab, der mich wie ein Magnet hinüberzog. Da grenzte an mein Paradies eines, das noch paradiesischer war. Wie kühn zog auf dem glatten, dunkelgelben Wasser, das kraft meines Gebetes erlangte erdbeerrote Segelboot mit seinen blütenweissen Segeln schnittige Kurven. So ein prächtiges Spielzeug liess auch in meiner kleinen Spielgefährtin, der Tochter des Tapezierermeisters Tschan, Wünsche aufkeimen, die sträflich waren, denn sie gelüstete nach ihres Nächsten Eigentum, und nur zu oft war mein «göttliches» Schiffchen Zankapfel und Streitobjekt zwischen uns. In einer solch kritischen Auseinandersetzung entfiel meinem vorlauten Maul ein Fluch, wie ihn mein Vater dann und wann ausstiess und wie er ganz gut zu seiner Lebensanschauung passte, nicht aber zu der meinigen. Hanni Tschan machte mich auf den Frevel aufmerksam: «Wenn das der liebe Gott hört!» Ich

strasser hatte die Freude, eine grosse Zahl von Landsleuten zu begrüssen, die der Einladung Folge geleistet hatten. Eine besondere Würdigung erhielt die Veranstaltung durch die Anwesenheit von Herrn Minister Huber, unserem Gesandten aus Bonn. Der Minister überbrachte Glückwünsche des Schweizer Volkes. In seiner Rede wies der Minister darauf hin, dass die Schweizer Kolonie in Deutschland trotz wiederholter Abschnürung von der Heimat auch in schwersten Zeiten zusammengehalten habe. Die grossen Verluste vieler Landsleute durch den Krieg seien zwar noch nicht wieder gutgemacht, doch könnte man erfreulicherweise feststellen, dass fast alle in Deutschland lebenden Schweizer Bürger in den letzten vier Jahren sich wieder eine Existenzgrundlage haben schaffen können. Ihre seelische Existenzgrundlage sei aber das Wissen um die Heimat und der Gedanke, zu einem freien und unabhängigen Land zu gehören.

Im Auftrag des Auslandschweizerwerks sprach Herr Dr. Vögelin über die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz im Laufe des letzten Jahres. Umrahmt wurde die Veranstaltung durch Gesangsdarbietungen des Jodler-Duetts Mumenthaler-Pfyl.

Am 4. August fand darüberhinaus zu Ehren des Bundesfeiertages in der Wohnung von Herrn Konsul Hochstrasser ein diplomatischer Empfang statt.

Der Konsularbezirk Hamburg umfasst heute 1365 immatrikulierte Schweizer Bürger, von denen 700 in Hamburg, 485 in Schleswig-Holstein und 180 in Bremen leben. Ein Kolonieausschuss von 14 Mitgliedern sorgt für die gesellschaftliche und soziale Betreuung aller dieser Landsleute, sofern es sich um Angelegenheiten von allgemeinem Interesse handelt. In den Städten Hamburg-Bremen und Kiel gibt es daneben noch Schweizer Vereine, die regelmässige gesellschaftliche Veranstaltungen pflegen. Auch sind diese Vereine weitgehend an der Ausarbeitung von Resolutionen für die Auslandsschweizertage beteiligt. Hamburg besitzt dank der Initiative seiner Konsultatsfürsorgerin, Frau Gättelin, eine 25 Mitglieder umfassende Jugendgruppe.

Gerade für die heranwachsende Jugend ist es wichtig, mit Fragen über die Heimat vertraut zu werden, da sonst allzuleicht eine Entfremdung eintreten kann.

Wohl einzigartig für Auslandschweizerkolonien in der Welt ist in Hamburg die Existenz eines schweizerischen Friedhofes. Dieser wurde im Rahmen des international bekannten Parkfriedhofes in Ohlsdorf vor mehr als 50 Jahren gepachtet und jedes Koloniemitglied kann sich durch einen Beitrag von DM 3.— jährlich ein Anrecht auf eine Bestattung erwerben.

Aus diesen wenigen Tatsachen über Einrichtungen und Veranstaltungen innerhalb der Schweizer Kolonie sieht man schon, wie rege der Gedankenaustausch und die Arbeit in der Kolonie ist, und dass sich die Funktion des Konsulats nicht nur auf das Ausstellen von Pässen und Immatrikulationen beschränkt, sondern auch in weitem Masse an der ständigen Pflege des Zusammenhalts der Kolonie mitarbeitet.

Holger Hofmann

Der S. V. tagt

Wie immer in den ersten Septembertagen, versammelte der Schweizer Verband Volksdienst auch dieses Jahr die Leiterinnen und Leiter der von ihm geführten 170 Wohlfahrtsbetriebe, Kantinen und Hotels sowie auch die Fürsorgerinnen zu einer Arbeitstagung auf dem Bürgenstock.

Zu Beginn sprach der Präsident des Verbandes, Herr Dr. oec. publ. Ernst Kull, über die Aufgaben des Volksdienstes von heute. Er hob hervor, dass der Schweizer Verband Volksdienst nunmehr an der Schwelle zur zweiten Generation stehe, wo es gelte, für das früher mehr intuitiv geleitete, da und dort noch die Merkmale der Improvisation tragende Werk, den festen Boden einer systematischen, planmässigen Grundlage zu schaffen.

Ueber die «Entdeckung des Menschen in der amerikanischen Wirtschaft» referierte Herr Dr. oec. publ. Franz Aschinger, Redaktor an der Neuen Zürcher Zeitung, auf Grund persönlicher Studien in den USA. War Henry Ford senior vor 30 Jahren noch der Auffassung, dass alles, was der Untergebene begehre, darin bestehe, dass er gut bezahlt werde und man ihm zeige, was er zu tun habe, so führten zahlreiche fehlgeschlagene Experimente und umfassende praktische Erfahrungen die amerikanischen Wirtschaftsführer heute zu der Entdeckung, dass der Arbeiter ein ebenso grosses geistiges Bedürfnis nach Hebung seines Selbstbewusstseins und Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls mit dem Betrieb empfindet. Personalumfragen in vielen amerikanischen Unternehmen haben ergeben, dass die immateriellen Ziele ihrer Bestrebungen von der Arbeiterschaft vor den materiellen Zielen genannt wurden. Doch bedurfte es leider der Weltwirtschaftskrise und des Zweiten Weltkrieges, um die amerikanische Wirtschaft auf diese fundamentalen Probleme aufmerksam zu machen.

In erfrischend lebendigen, aus der Praxis und für die Praxis gesprochenen Ausführungen behandelte Herr Dr. Robert Schnyder vom Institut für angewandte Psychologie in Lausanne die «Möglichkeiten und Grenzen der Vorgesetztenschulung». Als deren Zweck bezeichnete er es, dem Vorgesetzten Kenntnisse zu vermitteln über die Zusammenhänge von Mensch und Arbeit, die er in Erfüllung seiner betrieblichen Aufgabe verwirklichen muss. Es wurde darauf hingewiesen, dass nur derjenige von einem Vortrag für sein persönliches Verhalten Nutzen ziehen könne, der den Stoff nachher persönlich verarbeite, ihn womöglich selber entdecke, gemäss dem Zitat von Sokrates: «Wer nicht selber zwei Drittel des Weges zurücklegt, hat nichts gelernt», oder von Pascal: «Man überzeugt sich gewöhnlich besser durch Ueberlegungen, die man selber gefunden hat, als durch solche, die von den andern Leuten stammen.» Ein deutscher Psychologe nennt dies das «Aha-Erlebnis». Es gilt die Grundsätze anhand persönlicher Erlebnisse zu entdecken, was nicht zuletzt anhand von Fehlern geschehen kann. Hierbei ist allerdings darauf zu achten, dass nicht der Fehlende, sondern nur der Fehler kritisiert wird, eingedenk des Wortes von Karl Hilty: «Die besten Menschen, die es gibt, jedenfalls die zuverlässigsten, sind die gebesserten, nicht die nie fehlenden, wenn es überhaupt solche gibt.» Woher kommt es, das trotz der unzähligen, zum Teil hervorragenden Bücher und Zeitschriftenartikel über die Kunst, ein guter Vorgesetzter zu sein, noch so viele Versager bei Leuten anzutreffen sind, die an und für sich die Eignung zum Chef hätten? Die Antwort dürfte sich teilweise aus dem Bishergesagten ergeben: Nur systematisches Training hilft dem Chef, Erkenntnisse in die Tat umzusetzen, indem er nicht nur gute Vorsätze fasst, sondern durchführbare Entscheidungen trifft, das heisst den sogenannten «Wie-Plan» aufstellt.

Zum Thema «Der behinderte Mensch in der Volkswirtschaft» sprach Herr Dr. med. Dieter Högger, Sekretär der Arbeitsgemeinschaft zur Eingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft. Wenn auch der Prozentsatz der körperlich Behinderten in den ehemals kriegführenden Staaten ein sehr viel höherer ist als in der Schweiz, so beträgt bei uns doch die Zahl der allein in den Tätigkeitsbereich der schweizerischen Vereinigung «Pro Infirmis» entfallenden Gebrechlichen schätzungsweise 200 000, wovon 2600 Blinde, 8000 Taubstumme, 10 000 Sprachgebrechliche, zum Beispiel Stotterer, 20 000 Epileptische, 40 000 hochgradig Schwerhörige, 50 000 Invalide mit Dauerschäden am Bewegungsapparat und 70 000 Geistesschwache und schwererziehbare Kinder. Davon stehen im erwerbsfähigen Alter (zwischen 16 und 65 Jahren) ungefähr 1000 Blinde, 3000 Taubstumme und Ertaubte, 8000 Epileptische, 20 000 Schwerhörige, 25 000 Invalide und 50 000 Geistesschwache. Allein im Monat Juli 1950 betrug die Zahl der Verunfallten, die von der SUVA eine grössere oder kleinere Rente bezogen, 37 670. Selbst in Zeiten günstiger Wirtschaftskonjunktur stösst der körperlich Behinderte vielfach auf Misstrauen und Abneigung. Wenn man an sich auch seine Dienste in Zeiten des Arbeitermangels gerne annehmen würde, bestehen doch Bedenken, da man fürchtet, man werde ihn bei rückläufiger Konjunktur nicht leicht wieder entlassen können und werde einen nicht vollwertigen Arbeiter durchhalten müssen. Immerhin gibt es zahlreiche grosse und kleine Betriebe, die schon seit Jahren Körperbehinderte beschäftigen. Die Auskünfte über ihre Leistungsfähigkeit sind grösstenteils günstig. Neben Einzelfällen mit verminderter Leistung steht eine grosse Zahl solcher, deren Leistung normal oder sogar überdurchschnittlich ist, da der Invalide im allgemeinen ein vernünftiges, solides Leben führt und oft seinen ganzen Willen darauf konzentriert, es in seiner beruflichen Tüchtigkeit den Gesunden gleichzutun. Der Berufserfolg der Gebrechlichen hängt wesentlich von der Wahl eines geeigneten Arbeitsplatzes ab. Wo ein Behinderter einzelne Funktionen, die für eine bestimmte Tätigkeit normalerweise erforderlich sind, nicht auszuüben vermag, ist es oft möglich, durch eine besondere Herrichtung der Arbeitsstätte oder des Arbeitsgerätes ihm gleichwohl eine normale Leistung zu ermöglichen.

In den USA. ist errechnet worden, dass einem jeden Dollar, der für die Wiedereingliederung Gebrechlicher verwendet wird, ein volkswirtschaftlicher Gewinn von 47 Dollar gegenübersteht in Form neugewonnener Arbeitskraft und Ersparnis an Fürsorgeleistungen. Entsprechende Zahlen für die Schweiz fehlen. Es ist nicht leicht, zuverlässige Unterlagen für derartige Berechnungen zu gewinnen. Doch darf wohl angenommen werden, dass auch bei uns Ergebnisse erzielt werden könnten, die vertretbar sind, auch wenn man sie ausschliesslich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachten wollte.

Ein voller Konferenztag war der Orientierung über sachgemässe Behandlung der im gastwirtschaftlichen Grossbetrieb vorkommenden technischen Einrichtungen und Stoffe gewidmet, wobei Herr Ing.-chem. G. Weder von der Eidg. Materialprüfungs- und Versuchsanstalt St. Gallen über die Behandlung von Kunststoffen, unter besonderer Berücksichtigung der neuzeitlichen Textilien, Herr Dr. chem. A. Bukowiecki von der EMPA in Zürich über die Pflege der in der Hauswirtschaft verwendeten Metalle und Herr Dr. ing. Adrian Schnyder, Biel, über Waschmittel und Waschmethoden sprachen. Diese mehr praktischen Vorträge, wie auch die Besprechung interner Betriebsfragen, gaben Anlass zu einem regen Erfahrungsaustausch.

Herr Prof. Dr. rer. pol. Emil Küng von der Handelshochschule St. Gallen orientierte die Konferenzteilnehmer über die «Möglichkeiten und Grenzen der wirtschaftlichen Integration Westeuropas», indem er darauf hinwies, dass wir alle gegenwärtig Zeugen sind des Werdens eines westeuropäischen Bundesstaates, ähnlich demjenigen der schweizerischen Eidgenossenschaft. Ein neues europäisches Gemeinschaftsgefühl ist im Werden. Es kommt dies zum Ausdruck in der Schaffung der Europaarmee, der europäischen Zahlungsunion, der Montan-Union, dem sogenanten Schuman-Plan und der geplanten Zoll- und Landwirtschaftsunion. Voraussetzung dafür, dass alle diese Organisationen, sowohl die bereits bestehenden als auch die noch zu schaffenden, sich zum tatsächlichen Wohl Europas auswirken, dürfte davon abhängen, inwieweit in deren obersten Behörden wirkliche Europäer und nicht bloss Franzosen, Engländer oder Deutsche tätig sind. So verständlich es uns Schweizern ist, dass die Länder Westeuropas heute mehr denn je eine Schicksalsgemeinschaft bilden, so klar müssen wir uns doch darüber sein, dass die Beschlüsse und Anordnungen solcher gesamteuropäischer Organisationen unter Umständen für unser Land von sehr einschneidender Bedeutung sein können. Auf jeden Fall lohnt es sich, der Entwicklung dieses sich anbahnenden europäischen Gemeinschaftsgefühles unsere volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Als letzter Referent sprach Herr Prof. Dr. phil. A. Bohren, Thun, über das Internationale Arbeitsamt und seine Bedeutung für die Schweiz, wobei er hervorhob, dass die Tätigkeit dieses Amtes es rechtfertige, von den Werktätigen unseres Landes mehr beachtet zu werden. Wenn auch verschiedene Beschlüsse des Internationalen Arbeitsamtes von der Schweiz nicht ratifiziert worden sind, weil in unserer auf kantonaler Souveränität beruhenden Eidgenossenschaft die entsprechenden gesamtschweizerischen Kontrollorgane fehlen, so wirkt die Tätigkeit des Internationalen Arbeitsamtes dennoch stimulierend und richtunggebend für die schweizerische Sozialpolitik.

Einen festlichen Höhepunkt der Konferenz bildete die Diplomierung von 19 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für zehn- und zwanzigjährige Tätigkeit im Schweizer Verband Volksdienst. H. W.

„Das Beste?"
nein!!-
Nur Pic-Fein!

Politisches und anderes

Herbstsession der Räte

Mit Beginn am 15. September tagen unsere Parlamente wieder in Bern. Das Milchstatut wird noch weiter verschoben, dagegen die allgemeine Milchordnung zur Sprache kommen. Das Bürgerrechtsgesetz steht auf den Traktanden, Motionen und Postulate in reicher Auswahl.

Aufhebung der Preiskontrolle für Holz und Textilien

Wegen genügender Versorgung in diesen beiden Sektoren hat das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement für dieselben die Preiskontrolle aufgehoben.

Unser Wald misst nach der neuesten Statistik 1 027 830 Hektaren

1949 betrug die Fläche der öffentlichen Waldungen in der Schweiz 745 107 Hektaren, wovon 660 273 Hektaren produktiv waren, nämlich 45 830 Hektaren Staats- und 614 273 Hektaren Gemeindewald. Die Privatwaldfläche beträgt 282 723 Hektaren. Der Schweizer Wald hat während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren gewaltige Uebernutzungen erleiden müssen; ausserdem mussten ungefähr 10 000 Hektaren für den Ackerbau gerodet werden.

Die Gemeinde Endingen (Kt. Aargau)

konnte das 100jährige Bestehen ihrer Synagoge feiern durch einen feierlichen Festgottesdienst in dem ehrend der Verfechter der Judenemanzipation und besonders des darum verdienten aargauischen Staatsmannes Augustin Keller gedacht wurde.

Das schnellste Verkehrsboot der Welt

wurde in Stansstad auf Initiative von Ing. Dominik Wiget im Auftrag der Supramar AG. (inspe) nach den Erfindungen und Konstruktionen von Hanns von Schertel (Wiesbaden) erbaut unter Mitwirkung der Ing. Buller und Dr. Kimm. Es erreicht eine Geschwindigkeit von 80 Stundenkilometern und ist für den Passagierverkehr auf dem Lago Maggiore bestimmt.

Vorschlag Mexikos

zur Lösung der Kriegsgefangenenfrage in Korea: 1. Sofortige Heimschaffung aller Kriegsgefangenen die dies wünschen. 2. Verteilung der übrigen Gefangenen auf sämtliche Mitgliedstaaten der Uno. 3. Gewährung des Status von Einwanderern an diese Gefangenen, betr. späterer Niederlassung.

Aegypten

steht nun unter einer Militärdiktatur, mit General Naguib an der Spitze. Vorläufig braust und brodelt es noch, die Landreform, die ja sicher fällig war, wird nun etwas übereilig durchgeführt und es sieht nicht aus, als ob die politischen Wogen sich bald zu einer ruhigeren Entwicklung der Dinge umformen werden.

Der Oelkonflikt mit Persien

steht noch ziemlich auf dem gleichen Punkt. Amerika und England sehen eine neue Besprechung ihres so schroff abgelehnten Vorschlages vor und setzen Mossadeghs impulsiver Ablehnung eine fast orientalisch anmutende Ruhe und Hartnäckigkeit entgegen.

Die Montanunion

Nach der Tagung der Aussenminister der Montanunion ist nun deren Staatenverein in Paris versammelt. Es besteht die Gefahr der Ablenkung ihrer Hauptaufgabe in bezug auf die einheitliche Bewirtschaftung der Kohle auf politische und dogmatische Streitfragen. Bundeskanzler Adenauer übertrug der gemeinsamen Versammlung die Aufgabe einen Entwurf auszuarbeiten für einen «europäischen Bundesstaat».

Finnland

hat eine nicht genug zu bewundernde Leistung vollbracht, indem es alle seine, gegenüber Russland eingegangenen Reparationsverpflichtungen erfüllt hat und am 19. September das Ende des letzten Reparationsleistungsjahrs mit berechtigtem Stolz und Freude in seiner Geschichte verzeichnen darf. Durch eine Verlängerung der Frist durch die Russen von 6 auf 8 Jahre betrugen die jährlichen Lieferungen statt 50 noch 35 Millionen Dollar. Dass an diesen schweren Verpflichtungen das ganze Volk mitgetragen hat, ist bei der Tapferkeit und dem Unabhängigkeitswillen des finnischen Volkes selbstverständlich.

Der Komponist Otto Rippi †

In Wien 1884 geboren kam er 1920 in die Schweiz. Nach kurzer Lehrtätigkeit in Zizers, Disentis und Immensee kam er als Organist und Regens chori an die Heiliggeistkirche nach Basel. Hinterlässt ein grosses Werk an weltlicher wie besonders geistlicher Musik, darunter vor allem 33 Messen und 7 Sinfonien.

Franz Odermatt

der als Schriftsteller, Politiker und treuer Patriot in weitesten Kreisen bekannt war und verehrt wurde, starb am 5. September in Stans. El. St.

---

aber, eben doch in einer zwiespältigen Welt aufgewachsen, entgegnete grossmaulig — einen Ausspruch meines Vaters verwendend: «Pah, wer weiss, ob es überhaupt einen Gott gibt?» Dass es einen gibt, das sollte ich kurz darauf zu fühlen bekommen, denn ich war sehr eingebildet geworden, als ich gesehen, wie meine Gebete genützt und die unmöglich scheinendsten Wünsche realisiert hatten. Hannchen trug an einem ihrer zarten Fingerchen einen kleinen, güldenen Reif, der in der Sonne blinken und glitzern tat, als ob er waschechtes Gold wäre und nicht bloss aus einer Wundertüte. Dieses Ringchen wollte ich kraft meines Gebetes von der Hand meiner kleinen Freundin wegzaubern, drehte ihr den Rücken zu, betete — aber umsonst, denn nach wie vor gleisste das Ringlein im herbstlichen Sonnenlicht. Das misslungene Experiment trug mir Spott und Hohn ein, so dass ich beschämt wie ein begossener Pudel von dannen schlich.

Trotzdem es noch hellichter Tag war, stieg ich **in mein Mansardenstübchen hinauf, schloss** die Läden, legte mich aufs Bett und weinte bitterlich in die. Kissen hinein, weil mich der liebe Gott im Stich gelassen hatte. Mein Zauberkunststück war misslungen, ergo gab es keine Wunder und wie der Vater behauptete auch keinen Herrgott, so folgerte ich und hintersann mich beinahe, wie es möglich gewesen war, dass ich mich mit meinem Gottesglauben so getäuscht hatte. Erst später wurde es mir offenbar, dass ich noch am gleichen Nachmittag freventlich das wirkliche Sein Gottes in Frage gestellt und geleugnet hatte. Nun musste Gottvater aus Strafe die Hand von mir abgezogen und meine Gebete kraftlos gemacht haben. Was nützten nun vor dem Zubettgehen die allabendlichen Gebete noch? Was blieb mir anderes übrig, als zu einer List zu greifen, und meine Schwester zu bitten, auch für mich zu beten, und willig tat sie es auch. Wenn aber, und das kam häufig vor, wir uns gestritten hatten, dann weigerte sie sich, für mich den Dienst der Liebe zu tun, und ich war nun erst recht verloren. Im Zeichen dieser Schwachheit wagte ich es doch wieder zu beten, spürte aber bald, dass die Gabe, es zu tun, nicht immer in meiner Hand war, aber aus der Fülle meines jugendlichen Herzens habe ich mich seither doch immer wieder zu dem Lebendigen gewendet und den Weg zu ihm später auch wieder errungen. Eigentlich danke ich aber doch gerade das meinem ungläubigen Vater, daran muss ich immer wieder voll Dank denken, wenn ich an seiner Grabstätte stehe.

Fahrt an den Pazific

Monica Largiadér

Mein Töchterchen und ich hatten zusammen beschlossen, nicht nach Europa zurückzukehren, ohne den Pazific gesehen zu haben. Er solle ganz wunderbar blau sein, noch viel blauer und leuchtender als der Atlantik oder sonst irgend ein Meer, berichteten die von dort zurückkehrenden Gäste. — Von Tehuantepec am Isthmus kamen oft die hochgewachsenen, bronzefarbenen Frauen mit ihren grazilen Kindern auf den Markt nach Oaxaxa, die sowohl durch ihre prächtig gestickten Blusen und langen bunten Röcke, als auch durch ihre seltene Schönheit auffielen. Mit Haifischen, Palmen und buntschillernden Papageien schmückten wir uns das Fantasiegemälde selbst noch weiter aus, das wir uns von den Gestaden des Weltenmeeres machten.

Und an einem strahlenden Januarmorgen stand wirklich das elegante Auto des «Hotel Sulza» im Hofe bereit, um uns an das Ziel unserer Wünsche zu bringen. Am Führersitz sass schon Schwager «Pancho» in buntkarierter Bluse und Sonnenbrille, den unvermeidlichen Sombrero auf den schwarzen Haarschopf gedrückt, zu seiner Rechten still und zufrieden sein greiser Vater, Don Rechino, dem es nun in seinen alten Tagen vergönnt sein sollte, den weiten Weg bequem im Auto zu machen, den er in jungen Jahren zu Fuss oder auf dem Rücken des Maulesels in mühsamen, tagelangen Märschen unternommen hatte. Im hintern Teile des geräumigen Wagens machten mein Töchterchen und ich uns breit, da meine Schwester leider durch die Anwesenheit einiger Gäste im Hause am Mitkommen verhindert war. Dafür stattete sie uns noch mit einem umfangreichen «Fresspaket» für die lange Reise und mit einer Menge von Vorsichtsmassregeln und guten Ratschlägen für den Aufenthalt im Lande unserer Träume aus: «Denkt daran, dass Ihr unter keinen Umständen rohe Salate essen sollt.» «Im Hotel von Tehuantepec schaut Ihr zuallererst noch, ob die Fenster mit Moskitogittern versehen sind.» «Von der Dämmerung an dürft Ihr nicht mehr im Freien sitzen, wegen Stechmückengefahr!» etc.

Wir aber hörten nur noch mit halbem Ohre zu, denn schon gab das Auto einen Ruck und unter heftigem gegenseitigem Winken gings los, dem Süden entgegen. — Riesenzypresse und Kirche von Tule tauchten auf und unter, sowie bald darauf Türme und Kuppeln des Gotteshauses von Tlacolula. Die alten Tempelmauern von Mitla grüssten uns nur von ferne, denn kurz vorher biegt die grosse panamerikanische Autostrasse nach dem Isthmus rechts ab ins Gebirge hinein. Höher und höher schraubt sich der Weg bis wir schliesslich auf der Passhöhe angelangt sind. Da bietet sich unserem staunenden Auge ein überraschender und zugleich überwältigender Anblick dar. Vor uns, im hellen Licht der Morgensonne breitet sich gleich einem Riesenrelief eine ungeheure Gebirgswelt aus: Berge und Berglein, Täler und Tälchen so weit das Auge reicht! Ein gewaltiges Spiel von Licht und Schatten, Hell und Dunkel, und über allem der rotbraune Schimmer, welcher dieser fast nur mit Buschwald und Kakteen bewachsenen Berglandschaft ihren eigentümlichen Zauber verleiht und einen so wunderbaren Kontrast zu dem leuchtenden Stahlblau des wolkenlosen Himmels bildet.

«Es la Sierra Madre», erklärt mein Indianerschwager, indem er uns mit einer grossartigen Gebärde sein «Reich» vorstellt. «Sierra Madre»: Mutter-Wildnis! Welch herrlicher und so passender Name für diese urwüchsige, unberührte und fast unbewohnte Berglandschaft! Und nun führt uns die ausgezeichnete Autostrasse, dieses Wunder der Technik, in die Wunderwelt dieses wilden Gebirgslandes hinein und stundenlang durch sie hindurch. Zunächst ist die Gegend steppenähnlich und dürr, durchfurcht und zerrissen von breiten, völlig ausgetrockneten

Ein Brief zum Nachdenken

Liebe Irma!

Du batest mich gestern beim Abschied so herzlich, Dir doch ja sofort zu schreiben, ob mir wirklich nichts fehle, Du machest Dir Sorgen um mich, ich sei auf einmal gar nicht mehr so fröhlich und unbeschwert gewesen wie zu Anfang meines Besuches und habe schlecht ausgesehen. Du stets so Fürsorgliche und Aufmerksame führtest mein verändertes Wesen auf ein körperliches Unbehagen zurück. Nun, ich konnte Dir leider gestern in Gegenwart anderer Leute nichts Näheres sagen, jetzt aber will ich es tun, und weisst Du, was mich quälte? Keine körperliche Unpässlichkeit, aber eine seelische Bedrücktheit, ja Traurigkeit war es, die mich ergriffen hatte, und der ich mich nicht erwehren konnte. Du bist erstaunt, liebe Irma? Ach, sei nur nicht besorgt, es könne etwas in Deinem Haushalt oder Deiner Gastfreundschaft mich verstimmt haben. Nein, nein, alles war so schön und liebenswürdig wie immer bei Dir, aber sage mir, klingen auch Dir nicht noch die Worte in den Ohren: «Und jetzt hat sie endlich eingesehen, dass sie gehen muss!» Mir liegen sie dauernd im Sinn, so hart, ja triumphierend ausgesprochen von der jungen Verwandten Deines Mannes, die vor nicht langer Zeit als Bäuerin auf dem stattlichen Hofe einzog, auf dem bis dahin die ältere Schwester ihres Mannes als Hausfrau und Meisterin gewaltet hatte. Und diesen Worten, die die junge Bäuerin sprach, war eine lange Schilderung all der Unstimmigkeiten und Streitigkeiten vorangegangen, die in einem Haushalt entstehen, wenn plötzlich zwei Frauen da sind, jede sich als Herrscherin fühlend und jedes Stücklein ihres vermeintlichen oder wirklichen «Rechtes» mit Starrsinn und Unnachgiebigkeit verteidigend! Ich sah auch Marianne vor mir, die um vieles ältere, unverheiratete Schwester des Bauern, die, ein Leben lang hart arbeitend, geholfen hatte, das Erbe der Eltern und Vorfahren für den Bruder zu erhalten. Ich sah und fühlte ihre Not mit, als die junge Bäuerin einzog, taktlos und rücksichtslos ihren Willen durchsetzend, Marianne zurückdrängend, ohne Liebe und ohne Gefühl.

Mag sein, dass die Junge recht hatte in vielen Dingen, denn sie macht einen tüchtigen und energischen, nur zu energischen Eindruck, und nicht umsonst hat sie ja auch das Diplom als Haushaltungslehrerin in der Tasche! Mit welch selbstbewussten Worten tat sie dies kund! Es mag auch sein, dass Marianne nach ihrer Meinung die Wäsche nicht richtig behandelte, dass das Täfer aus der Wohnstube unbedingt herausgerissen werden musste (ebenfalls nach Meinung der jungen Bäuerin), dass die junge diplomierte Haushaltungslehrerin Brot und Wähe besser backen kann und sich endlich auch die schönen, geschnitzten Möbel der Eltern in der grossen Wohnstube besser ausnehmen als in der kleinen Kammer Mariannes!

Und doch! Hätte Marianne, diese einfache, treue Schwester nicht allen Takt, Rücksicht und auch Dankbarkeit verdient, und hätte sie, diese Güte fühlend, sich nicht gewiss darein gefügt, neben der Frau des Bruders, die ihr zu lieben Schwester wurde, zu arbeiten zum Segen der Familie? So aber lässt mich ein anderes Bild nicht los: Das Bild einer abgearbeiteten, vorzeitig alt und müde gewordenen Frau, die mit ihrem Bündel das Vaterhaus, in dem sie seit ihrer Geburt lebte und mit dem sie durch Erziehung und Arbeit tief verwurzelt sein muss, verlässt wie eine Vertriebene. Wohin sie ihr Weg führen wird, ob als Haushälterin in eine Stelle oder als Arbeiterin in eine Fabrik, es wird für sie ein Weg ins Dunkle sein, schwer, voller Bitternisse, Einsamkeit und Heimweh.

Nun weisst Du es, liebe Irma, was mich gestern so beschäftigte und so nachdenklich machte. Und sage mir nun, weisst Du keinen Weg, um die junge Frau unauffällig und doch nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, dass sie im Begriffe steht, durch Taktlosigkeit und Rücksichtslosigkeit einen Menschen tief unglücklich zu machen? Wie schön wäre es doch, wenn der harte, lieblose Klang der Worte, die ich am Anfang meines Briefes erwähnte, gemildert würde durch den sanften, versöhnenden Ton einer Stimme, die zum Guten mahnt und hilft? Und der Gedanke, dass diese Stimme die Deine oder die Deines Gatten als eines Verwandten sein könnte, lässt mich heute diesen langen Brief an Dich schreiben. Darf ich wieder einmal nach Marianne fragen?

Wie immer, bin ich herzlichst Deine H. B.

Dürfen wir Schweizer nicht auch höflich sein?

Unsere kleine Schweiz liegt so wundervoll mitten im Herzen Europas, mitten zwischen romanischen und germanischen Völkern, so dass deren Kultur, Wissenschaft und Literatur ungehindert die Grenzen überschreiten und unser Leben bereichern können. Tut es gleicherweise ihre Höflichkeit und Liebenswürdigkeit? Ich glaube nicht.

Wir geniessen mit Entzücken den Charme der französischen Konversation, und die oft in Ueberschwenglichkeit sprudelnde Liebenswürdigkeit der Italiener geht uns ein wie junger Süssmost. Ein Lehrer, der uns neulich einen schönen Farbfilm über seine Reise nach Holland, Deutschland und Dänemark zeigte, hob hervor, dass es ihm aufgefallen sei, wie überall in diesen nördlichen Staaten die Menschen viel freundlicher und höflicher seien als in unserer Schweiz. — Natürlich gibt es auch hier bei uns höfliche Leute, ausser den wirklich Gebildeten aber doch vor allem die Hotelkellner, Portiers, Servierfräulein und zum Teil Verkäuferinnen; aber da geht es doch meist um das Trinkgeld, um den lieben Mammon, und es fällt einem da unwillkürlich das fliegende Wort aus der Zeit des Reislaufens ein: «Point d'argent, point des Suisses».

Aber im Privatverkehr höflich sein? Zu was denn? Das ist nicht schweizerisch, und das haben wir auch nicht nötig. Wir sind ja anerkannt so brav, so tüchtig, so rechtschaffen, so hilfsbereit, haben so gute Stellungen und verdienen so viel Geld, dass wir auch die sündhaft teuren Preise zahlen, Reisen machen und überdies ein Fest nach dem andern feiern können. Ich glaube, da liegt gerade der Haken: Es ist uns zu gut gegangen. Während rings um uns die Völker bluteten und hungerten während zweier Kriege und ebenso schwerer Nachkriegszeiten, haben wir geschäftliche Hochkonjunktur gehabt. Wir haben nicht jahrelang fremde Besetzungsmacht erduldet und keine Inflationen erlebt. Unsere schönen Städte, unsere Häuser, unsere von Ahnen her ererbte und selbsterworbene Habe ist unversehrt geblieben. Die Familien sind nicht auseinandergerissen worden; die junge Generation ist nicht auf den Schlachtfeldern verblutet, als Krüppel und arbeitslos in die zerstörte Heimat zurückgekehrt oder in aufgezwungenen Irrlehren gross geworden; nein, sie konnte gut genährt, gut gekleidet, im Schutze des Elternhauses in aller Ruhe in unzerstörten Schulhäusern ihren Bildungsgang absolvieren. Kurzum, wir sind freie Schweizer geblieben und verdanken das nächst unserer vorbildlichen Regierungsform unserer eigenen Tüchtigkeit. Manche sind aber auch so ehrlich, zu gestehen, dass Gottes Gnade uns vor all diesen Schrekken behütet hat.

Aber wenn irgendwo, so ist es vor allem im Verkehr zwischen Mensch und Mensch, wo der Ton die Musik macht. Ein freundliches Wort, aus gutem Herzen kommend, kostet so wenig und vermag so unendlich viel. Es ist wie ein lieber Gruss von Seele zu Seele, ein Passepartout, das Herzen und Türen öffnet, ja, auch die vertrocknetsten Bürokraten in den öffentlichen Amtsstellen reagieren viel besser auf Höflichkeit, als auf barsche, rechthaberische Rede. Einer meiner Freunde pflegte zu sagen: «Il ne suffit pas qu'on s'aime, il faut se le dire». Das ist es eben: Der Schweizer hat mindestens ein ebenso gutes Herz wie andere Völker; das beweisen seine humanitären Einrichtungen, seine von der ganzen Welt anerkannte Hilfsbereitschaft. Er hat gute, edle, hochherzige Gefühle, aber eine merkwürdige Scheu, ihnen durch die Sprache Ausdruck zu geben; betrachtet jede Liebenswürdigkeit als gewollte Schmeichelei und jede Höflichkeit als eine Art Unterwürfigkeit, als etwas, was einem echten Schweizer nicht anstehe. Wieso denn nicht? Hat denn Unhöflichkeit etwas mit Patriotismus zu tun? Und muss denn in Worte gekleidete Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit unbedingt Heuchelei, für den Charakter eines biedern Schweizers ein schlechtes Zeichen sein? Durchaus nicht. Die schöne Form lässt auf allen Gebieten den wertvollen Inhalt nur umso intensiver leuchten. Wir geniessen ein gutes Buch nicht nur durch seinen beglückenden oder bildenden Inhalt, sondern wir freuen uns an der gewählten Sprache und der geschmackvollen Ausstattung.

Eine schöne Frau ist doppelt schön im festlichen Gewande mit kostbarem Schmuck. Eine kleine Aufmerksamkeit, in einem hübschen Schächtelchen, in Seidenpapier mit buntem Bändchen verpackt, erweckt ein ganz anderes Leuchten in den Augen des Empfängers, als wenn es acht- und lieblos in grobem womöglich schon gebrauchtem Packpapier überreicht wird.

Die gute Form nicht verachten! Der uns Fernerstehende kann uns nicht nach dem beurteilen, was und wie wir wirklich sind (dafür kennt er uns zu wenig); er beurteilt uns nach dem, wie wir uns nach aussenhin geben, nach unsern Worten, unsern Bewegungen, unserer äusseren Erscheinung und unserm Auftreten.

Es ist mit der Höflichkeit wie mit vielen andern Dingen, sei es Arbeitsleistung, Sport, Wissenschaft: wenn wir uns damit abmühen, ihr nacheifern, bis wir das Ziel erreicht haben, dann wird sie unser eigen, zu unserer zweiten Natur. Etwas Zwang im Anfang schadet gar nichts; nachher wird es immer leichter. Es ist ja im Leben viel wichtiger, wie wir sind, als was wir tun.

Als Illustration zu dem Gesagten möchte ich zwei eigene kleine Erlebnisse anführen und Sie entscheiden lassen, welches Ihnen besser gefällt.

Kürzlich war ich in einer westdeutschen Stadt. Ein alter, etwas beleibter Herr stieg in die vollbesetzte Strassenbahn und schaute sich ein wenig hilflos nach einem Sitzplatz um. Der Schaffner ging zu einem etwa 14jährigen Mädchen hin und sagte nicht etwa: «Heh du, mach doch dem alten Mann Platz!», sondern: «Fräulein, hätten Sie wohl ein Herz für den alten Opa?» Erfolg: Das Mädchen erhob sich wie ein Blitz und entschuldigte sich, es habe zum Fenster hinausgeschaut und den Herrn nicht gesehen.

Ein andermal speiste ich in einem Restaurant in Zürich. Ein eleganter deutscher Herr nahm am selben Tisch Platz; die Speisekarte lag aber auf dem Nachbartisch, an dem ein biederer Schweizermann seine Suppe löffelte. Der Deutsche ging hin und sagte höflich: «Gestatten Sie bitte», worauf der andere: «Sie chönned sie jo neh, sie liggt jo do.» Mit etwas ironischem Lächeln kam der Herr zurück, und ich alte Schweizerin schämte mich über meinen ungeschliffenen Landsmann.

Müssen wir denn unbedingt wie im Mittelalter im ganzen Ausland als «grobe Schweizer» angesehen werden? CR.

DITZLER
CONFITÜREN
...heben die Stimmung beim Frühstück!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Mahnt das nicht zum Aufsehen?

Der 24. Internationale Kongress gegen den Alkoholismus, der an der Sorbonne in Paris stattfindet, konnte durch die französischen Statistiker Sanvey und Ledermann erfahren, dass die Alkoholiker, das heisst, die notorischen Trinker sich auf die verschiedenen Länder folgendermassen verteilen.

Die Franzosen sind danach die stärksten Trinker. Frankreich weist auf 1000 Einwohner nicht weniger als 22 Alkoholiker auf — die Schweiz 16, Chile 15, Amerika 10 und England 3. Ein Sprecher der französischen Liga gegen den Alkoholismus, die vom Gesundheitsministerium unterstützt wird, erklärte, die Liga-Mitglieder seien nicht «hundertprozentige» Abstinenten. Sie hätten nichts dagegen, wenn ein erwachsener Mann etwa 7 Deziliter Wein täglich trinke und die Durchschnittsfrau einen halben Liter!

In Frankreich gebe man jährlich für Alkoholgetränke mehr Geld aus als für Miete, Erziehung und Gesundheitspflege. Im Jahre 1950 habe man in Frankreich geistige Getränke im Werte von 6755 Milliarden konsumiert, während das Gesamteinkommen der Privatpersonen 6430 Milliarden betragen habe. Die Arbeitsunfälle, Todesfälle und Geisteskrankheiten infolge Alkoholismus forderten weitere 375 Milliarden. Aus einer Untersuchung gehe hervor, dass 75 Prozent der jugendlichen Delinquenten im Departement Seine Trinkerfamilien entstammen.

Da allgemein bekannt geworden ist durch Arbeiten französischer Militärärzte, welch verheerende Rolle der Alkoholismus für das französische Heer und die Landesverteidigung gehabt hat, ist von Herzen zu hoffen, dass das Militärdepartement energisch jeden Versuch, unsere Armee zu alkoholisieren, von sich weist. Lieber soll das Volkswirtschaftsdepartement Mittel und Wege finden, die alkoholfreie Verwertung und den frischen Absatz der Weintrauben zu fördern. Für die Volksgesundheit jedenfalls förderlicher, als die Einführung des Bundesschoppens. El. St.

50 Jahre Schweizer Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge

Am 30. August feierte der Schweizerische Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens. Nachdem die Delegiertenkonferenz im Parkhotel in Brunnen Jahresbericht, Rechnung, Arbeitsprogramm und Budget einstimmig gutgeheissen hatte, begab man sich zum Festakt ins Rathaus zu Schwyz. Der Verbandspräsident, Direktor Dr. F. Bossart (Basel), konnte zahlreiche Ehrengäste und Mitglieder aus Berufsberater- und Wirtschaftskreisen willkommen heissen. Die Grüsse und den Dank des Bundesrates überbrachte Sektionschef A. Schwander vom Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, diejenigen des schwyzerischen Regierungsrates Erziehungsdirektor Dr. V. Schwander. Hierauf sprachen Zentralsekretär Hans Giesiker (Zürich) über die Entwicklung der Berufsberatung von 1902 bis 1952 und der Obmann der Berufsberaterkonferenz, Ferdinand Böhny (Zürich), über die Ziele und Methoden der Berufsberatung, Rückblick und Ausblick. Den Abschluss bildeten Glückwunschadressen von Dr. Chs. Blanc vom Schweizerischen Gewerbeverband, Dr. R. Briner vom Zentralverband schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen, J. Bottini von der Vereinigung schweizerischer Angestelltenverbände, O. Stuzenegger vom Schweizerischen Bauernverband, O. Müller von der Schweizerischen Fachkommission für das Gastgewerbe, E. Schmutz von der Stiftung Pro Juventute, Fräulein E. Reber vom Bund schweizerischer Frauenvereine, Dr. E. Burren von der Deutschschweizerischen Lehrlingsämterkonferenz und K. Koch von der Schweizerischen Stiftung für angewandte Psychologie. Der in der Verbandsleitung ebenfalls vertretene Schweizerische Gewerkschaftsbund übermittelte seine Glückwünsche schriftlich. Aus allen Worten kam das grosse Vertrauen zum Ausdruck, das der Verband in weitesten Kreisen geniesst, und das auch die wichtigste Grundlage für die weitere Arbeit bildet. Anschliessend an die Jubiläumsfeier hielt am 31. August in Brunnen die schweizerische Berufsberaterkonferenz ihre ordentliche Jahrestagung ab, die dem Thema «Berufseignungsuntersuchungen und Lehr-Erfolg» gewidmet war.

50 Jahre NAGO Olten

Dieser Tage feiern die NAGO Nährmittel-Werke AG in Olten ihr 50jähriges Bestehen. Das alteingesessene solothurnische Unternehmen hat sich besonders einen Namen als Herstellerin der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten Kraftnahrung BANAGO und der feinen NAGO-Schokoladen gemacht. Zur Zeit der Jahrhundertwende gegründet und aus ganz bescheidenen Anfängen zu einer der führenden Firmen der Diät-Nährmittelbranche aufgestiegen, ist die NAGO Olten das typische Beispiel schweizerischen Unternehmergeistes. In dieser Hinsicht sprechen die ständige Modernisierung des Maschinenparkes — die neue Kakaobohnenaufbereitungsanlage der NAGO ist das Modernste, was es zurzeit gibt — und die jetzt in Angriff genommenen Erweiterungsbauten eine beredte Sprache. Ueber den Rahmen einer kommerziellen Fabrikationsfirma hinaus erblickt die NAGO in ihrer Tätigkeit in erster Linie den Dienst an der Volksgesundheit. Auf sozialem Gebiete war sie seit jeher darauf bedacht, für das Wohl ihres Personals zu sorgen. So konnten zum Beispiel NAGO-Angestellte und -Arbeiter schon zur Zeit der Gründung, als dies noch keine Selbstverständlichkeit war, bezahlte Ferien geniessen. Es war daher ein Akt der Selbstverständlichkeit, als Verwaltungsrat und Geschäftsleitung das gesamte Personal am 50jährigen Jubiläum durch Ausrichtung einer schönen Jubiläumsgabe teilhaben liessen. Das nicht alltägliche Ereignis begingen Direktion und Personal denn auch in gewohnt familiärer Verbundenheit. Ein Ausflug führte die grosse NAGO-Familie an die Gestade des Bieler-, Neuenburger- und Murtensees.

Glace-Kontrolle

Die grosse Mehrzahl sind Glacen, die Milch und Milchprodukte enthalten. Die Untersuchung der im Verkehr befindlichen Produkte durch das kantonale Laboratorium Basel-Stadt ergab laut dessen

---

Bachbetten. Aus niedrigem Gestrüpp strecken riesige Kandelaberkakteen ihre braungrünen Arme in die blaue Luft empor. Aber je tiefer wir kommen, umso reicher und üppiger wird der Wald. Tief unten in jenem Tal erspähen wir glitzerndes Wasser, grüne Palmen. Noch wenige Kurven, und wir sind in Totolapan, dem ersten tropischen Ort, dessen mächtige Kokospalmen ihre sattgrünen Wedel über einem Bach mit richtigem fliessendem Wasser ausbreiten. Und weiter geht die Fahrt aufwärts und abwärts wie auf einer Berg- und Talbahn, in halsbrecherischen Kurven, die Schwager Pancho souverän meistert, indem er sich nebenbei angeregt mit seinem Vater auf zapotekisch unterhält. Bald sausen wir auf schwindelnder Höhe bei Kiefern und rauhem Gestein, bald schlängeln wir uns tief unten durch wasserreiche Oasen dahin. Ab und zu begegnen wir vereinzelten Tieren: friedlich grasenden Kühen, kapriziösen Ziegen oder schwer beladenen Mauleseln, mit und ohne Treiber. Mit den Eseln kommen wir am wenigsten in Konflikt, denn diese vernünftigen und weggewohnten Tiere weichen uns mit ruhiger Selbstverständlichkeit aus, um dann unentwegt ihren Weg weiter zu trotten. Einmal sehen wir am Strassenrand ein totes Pferd liegen, das wohl dort zusammengebrochen und verendet ist, ohne dass sich jemand darum gekümmert hat.

Allmählich werden die Wälder bunter, abwechslungsreicher. Aus wildwuchernden Kakteen und kahlästigen Ocotalen ragen hochstämmige Kiefern empor. Dazwischen leuchten die goldgelben Blüten der Lybias. Nur äusserst spärlich sind einzelne primitive menschliche Siedlungen in diesen unermesslichen Waldungen verstreut. In San Carlos, dem bedeutendsten dieser Miniaturdörfer, halten wir kurze Rast. Scheu verstecken sich die armseligen Strohhütten in üppigen Kaktuswäldchen, während längs der Autostrasse in dürftig zusammengeschusterten Buden Speisen und Getränke für die Durchreisenden feilgeboten werden: natürlich das unvermeidliche internationale Coca-Cola-Gesüff, das heissbegehrte Moctezuma-Cerveza (Bier) nebst dem beliebten Hühnergnagi und den nie fehlenden Tortillas.

San Carlos ist ein berühmter Ferienort, mehr urwüchsig als komfortabel, mehr malerisch als elegant, daher in erster Linie geeignet für anspruchslose, poetische Naturen: Dichter, Künstler! Nach San Carlos beginnt die sogenannte Tierra Caliente. Im Auto wird es bedenklich heiss und wir sind alle schweissgebadet trotz schnellster Fahrt und weitgeöffneter Fensterscheiben. Hier scheint es Frühling und Sommer zugleich zu sein: viele Bäume schimmern im lieblichsten Rosaflor, andere in zärtlichstem Grün, während jene im sattgrünen Kleide ihren Blätterschmuck wohl überhaupt nie verloren haben. Schon erblickt man vereinzelte Palmen, ein deutliches Vorzeichen der nahenden Tropen. Ganz allmählich weichen die Bergketten zurück, die Landschaft wird weiter und ebener. Doch der «Urwald» zu beiden Seiten der Strasse bleibt uns treu. Ein wildes Geschlinge von Kakteen in allen Arten und Formen.

Jetzt, nach sechstündiger Fahrt, tauchen zwei kleine Hügel vor uns auf mit einer malerisch daran gelagerten Kuppelkirche und niedrigen Flachdachbauten in einem Wald von Kokospalmen. Es ist Tehuantepec, unser erstes Reiseziel. Wir stehen an einem Scheideweg: Zur Rechten gehts nach Salina-Cruz am pazifischen Ozean, während zur Linken die von riesigen Palmen flankierte panamerikanische Autostrasse weiter nach Chiappas und Guatemala führt. Im Hotel «Tehuantepec», einem langgestreckten einstöckigen Gebäude, geben wir unsere Koffer ab und bestellen die Zimmer. Dann gehts in einer weiteren halbstündigen Fahrt Salina-Cruz entgegen. Noch ahnt man nicht die Nähe des Meeres. Auf allen Seiten erblickt man, allerdings in die Ferne gerückt, hohe Bergwände: die letzten Ausläufer der gewaltigen «Sierra». Aber dann glitzert es uns plötzlich entgegen, blau und unermesslich! Wir sind am Pazifischen Ozean, am Ziel unserer Reise angelangt! Im «Puerto-Libro», welcher grossartig von der einen Seite durch einen langen Damm, von der andern durch einen schmalen Felsenarm mit hochaufgepflanztem Leuchtturm gegen das Meer zu abgeschlossen ist, tauchen unsere beiden Indianerbegleiter in die kühlenden Fluten unter, während mein Töchterlein und ich auf der Hafenmauer weit, weit hinauswandern bis an ihr Ende. Still, unbeweglich liegen einige Frachter vor uns auf der blauen Wasserfläche und darüber hinaus schweift unser Blick ungehemmt hinaus ins unendliche Weltenmeer.

In die Stadt zurückgekehrt bummeln wir schönheitstrunken durch die breiten Palmenstrassen, bewundern das langgestreckte, von weissleuchtendem Dachspitzenwerk gekrönte Stadthaus, und «last but not least» machen wir dem «Mercado» einen Besuch, wo selbst Eigenart von Stadt und Volk ja immer am deutlichsten zutage tritt. Wie mussten wir staunen über das emsige Gewimmel von dunkelhäutigen, buntgekleideten Menschen, die reiche Auswahl an tropischen Früchten, Bananen, Ananas und riesigen Kokosnüssen, sowie auch an vielgestaltigem und seltsamem Seegetier, das nebst den üblichen Kuchen und Süssigkeiten auf diesem Markte feilgeboten wird!

Nachdem mein Schwager einige Bündel Kokosnüsse und «Dulces» (Süssigkeiten) für ganz wenig Geld erstanden hatte, begaben wir uns, allmählich hungrig geworden, in eine der vielen nach der Strasse zu ganz offenen Wirtschaften. Don Regino bestellte sich die beliebte und so scheusslich riechende Fischsuppe. Mein Töchterchen bearbeitete höchst vergnügt ein Hühnerbein, während mein Schwager und ich uns über einen ganz ausgezeichneten Fisch hermachten. Den dazu servierten grünen Salat, der hübsch und verlockend mit Zwiebeln und Rettigscheibchen garniert war, mussten wir leider, eingedenk der Mahnung meiner Schwester, unberührt stehen lassen. Dafür hielten wir uns schadlos an den knusprigen «Tortillas», welche, klein und niedlich, auf einer Platte hoch aufgetürmt, vor uns hingestellt wurden. Schluss folgt.

Goldene Worte Epiktets

Wenn Ihr allezeit dessen eingedenk seid, dass, was Körper oder Geist auch tun mögen, Gott stets als Wächter zuschaut, dann werdet Ihr weder in Gebeten noch in Handlungen irren. Gott soll euer Hausgenosse sein.

BAHNHOFBUFFET
Inh. Firma Bon
Zürich

Jahresbericht 1951 folgendes: In Konditoreien: Die 11 Proben enthielten 1000 bis 200 000 Keime, 7 Glacen waren pasteurisiert, 4 nicht vollständig pasteurisiert. In Tea-Rooms enthielt eine nicht pasteurisierte Vanille-Glace 1 000 000 Keime, 1 pasteurisierte 100 000 Keime, 1 nicht vollständig pasteurisierte 200 000 Keime. Karrenhandel mit Glace: von 4 Proben war keine pasteurisiert. Die Keimzahl war: 1 300 000 bis 5 000 000 Keime.

«Der Hauptbestandteil der Mehrzahl der Glacen ist die Milch, die als Ueberträger von Infektionskrankheiten (Scharlach, Diphterie, Typhus und enteritische Darmstörungen) in Betracht kommen kann. (Das ist aber wohl nur selten! Der Korresp.) Keimarmes Speiseeis herzustellen ist möglich, wenn Milch und Rahm pasteurisiert, sterilisiert oder abgekocht werden und nur Trinkwasser Verwendung findet. Die hohen Keimzahlen sind bedingt durch die Verwendung von Rohmilch oder von verunreinigten Maschinen, Gefässen und Geräten bei der Herstellung, Aufbewahrung beziehungsweise Detaillierung der Glacen. Eine vermehrte Kontrolle, insbesondere der durch Strassenhändler feilgebotenen Glacen drängt sich auf. Bezüglich der hygienischen und bakteriologischen Anforderungen an Speisen, Glacen und Eiscrèmen dürften noch bestehende Lücken in der Lebensmittelverordnung demnächst geschlossen werden.» r.

Kleine Rundschau

Produzenten-Etikette für Obst

Die Kreisversammlung der Vorbörse Zürich des Schweizerischen Obstverbandes, die die Richtpreise für Obstproduzenten festlegt, hat beschlossen, für ihre Obsthandelsmitglieder die Einführung der sogenannten Produzenten-Etikette obligatorisch zu erklären. Damit ist ein wichtiger Schritt auf dem Wege der Qualitätsförderung bei unserem Tafelobst getan worden. Bis heute wurde dieses Obligatorium von den Vorbörsenkreisen Basel, Bern und St. Gallen bereits beschlossen.

Ist das Wandern heute noch zeitgemäss?

Diese Frage hat wohl heute einige Berechtigung, scheint es doch so, als ob mehr und mehr die Maschine den Gebrauch unserer Werkzeuge verdrängt. Nur allzuviel schon wird der Motor Selbstzweck statt einfach Mittel zum Zweck. Es ist deshalb kein Wunder, dass das einfache und genussbringende Wandern droht, in Vergessenheit zu geraten.

Es ist deshalb gerade heute besonders wertvoll, dass der Schweiz. Bund für Jugendherbergen jährlich seine Wanderleiterkurse durchführt. Ausgewählte Referenten und ein reichhaltiges Programm sorgen dafür, dass sich insbesondere Lehrerinnen und Lehrer, Leiterinnen und Leiter von Jugendgruppen. mit den technischen Notwendigkeiten und den einzigartigen Schönheiten des einfachen und natürlichen Wanderns vertraut machen können. Standquartier des vom 15. bis 19. Oktober 1952 stattfindenden Herbstkurses ist das Jugendferienheim Rotschuo am Vierwaldstättersee.

Programme und Anmeldungen durch den Schweiz. Bund für Jugendherbergen, Zürich 8, Seefeldstrasse 8.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 22. September, 17 Uhr: Margot Schwarz liest aus ihren Werken. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Luzern: Frauengruppe der Freisinnig-demokratischen Partei der Stadt Luzern. Herbstfahrt nach Schwyz, Besichtigung des Bundesbrief-Archivs, Rundgang durch Schwyz, Tee. Datum: Samstag, 27. September 1952. Treffpunkt: Theaterplatz/Bahnhofstrasse um 13.45 Uhr. Abfahrt pünktlich 14 Uhr. Rückkehr gegen 19 Uhr. Preis: Fr. 6.—. Hinfahrt über Gersau-Brunnen (nur bei schönem Wetter). Rückweg über Goldau. (Tee auf eigene Rechnung.) Anmeldung: bis spätestens Mittwoch, 24. September, an Frl. Stierlin, Alpenstrasse 7, schriftlich (Postkarte) benachrichtigen, mit wievielen Personen Sie am Ausflug teilnehmen. Verspätete Anmeldungen sind direkt an Firma Heggli, Kriens (Telephon 2 99 55) zu richten.

Radiosendungen

21. bis 27. September 1952

sr. Montag, 22. September, 14 Uhr: «Notiers und probiers». «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau. — Angaben des Vitamingehalts. — Wie reinigt man Kleider? — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche.» — Mittwoch, 24. September, 14.00 Uhr: «Vier Freundinnen auf Entdeckungsfahrten.»: Kreuz und quer durchs Waadtland. — Donnerstag, 25. September, 14 Uhr: «Die Nichte vom Lande», eine Erzählung von Gertrud Isolani. 16 Uhr: «Wollen Sie Krankenschwester werden?» Eine Orientierung. 20 Uhr: «Zum Lobe der Natur», Konzert des Konsumgenossenschaftlichen Frauenchors Basel. — Freitag, 26. September, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau»: «Frauenzeitung Nr. 10» von Elisabeth Thommen. — Samstag, 27. September, 17.30 Uhr: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau»: «Berufsberatung für Erwachsene». 19.05: «Es singt der Frauenchor Spiez».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

GIGER-MISCHUNG
der Kaffee
für höchste Ansprüche
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Darum kauft d'Müetti gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30
VORHÄNGE

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58

An unsere
Abonnentinnen!
*
Die Berücksichtigung unserer Inserenten bei ihren Einkäufen ist eine Tat der Solidarität im Dienste der Frauensache!

Grosse Auswahl aparter
Stoffe
für Vorhänge und Polstermöbel
Eigenes Atelier
gute Bettwaren
G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

Schürzen für starke Figuren

① Praktisches **Schürzenkleid** mit ¾-Aermeln, aus solider Waschcretonne, Ringgurt, Grund blau mit farbigem Muster.
Grössen: 44—50 Fr. 19.90
Grösse: 52 Fr. 21.90

② Apartes **Schürzenkleid** aus solider Waschcretonne mit neuartigem Dessin auf blau, türkis oder grau, fein gemustert. Der Gürtel wird nach hinten gebunden und der Kragen kann offen oder geschlossen getragen werden.
Grössen: 44—50 Fr. 22.50
Grösse: 52 Fr. 25.–

③ Jugendliche **Trägerjupeschürze**, hinten mit Knopfverschluss, aus solider Wäschecretonne, blauer Grund mit modernem marine-weissem Dessin. Oberteil und Taschen weiss eingefasst.
Grössen: 44—50 Fr. 9.90

④ Weite **Trägerschürze** aus solider Waschcretonne, seitlich mit Gummizug, zwei grossen, eingeschnittenen Taschen. Grund marine und weiss getupft oder Grund schwarz und weiss getupft Fr. 12.50

⑤ Tadellos sitzende, weite **Trägerschürze** aus farbig gemusterter Waschcretonne, seitlich mit Gummizug Fr. 12.90

Schürzen-Abteilung im 1. Stock
Jelmoli

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
ZÜRICH SCHÜPFEG TEL 23 91 07

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7